

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

121 (24.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Goldmacher Kunkel

Amitten der Havel, zwischen Spandau und Potsdam, liegt eine liebliche Insel, die „Fraueninsel“. Sie ist für die Bewohner der umliegenden Ortschaften ein beliebter Ausflugsort, mit dem es allerlei Interessantes zu sehen gibt, wie schöne grüne Wiesenflächen, alte Statuen und Standbilder, herrliche Baumgruppen und auch das letzte Ruinenstück, dessen Zeichnung die Inselnau, die Mätresse Friedrich Wilhelms II., entworfen hat. Vor 200 Jahren lag es dort allerdings noch ganz anders aus. Wälder und teilweise undurchdringlicher Wald bedeckte die Insel, auf der lange Zeit nur ein einziger Mensch baute: der aus Frankreich kommende Kinanzenwärtler, der für die kurfürstliche Tafel die Kaminchen zu züchten hatte. Aber eines schönen Tages — es war im Jahre 1685 — bekam der Kaminchenwärtler plötzlichen Besuch. Der kurfürstliche „Kammerdiener“ Johann Kunkel nahm auf dieser Insel Quartier. An der nordöstlichen Ecke baute er ein heimliches, abgegrenztes Gebäude an, aus dessen großem Schornstein Tag und Nacht dunkle Rauchwolken emporstiegen. Das Unheimliche und Geheimnisvolle wurde noch dadurch gefördert, daß Kunkel bald niemand mehr die Insel betreten ließ. Es dauerte nicht lange, so sprach es sich herum, daß hier ein Zauberer sein Wesen treibe, der mit den Mächten der Hölle im Bunde stehe und im Besitz eines unheimlichen Geheimnisses sei.

War dieser Kunkel wirklich ein böser Zauberer? Ach, nein, er war ein ganz harmloser Mann, der zur Zeit der damals sehr beliebten Alchimisten oder Goldmacher gehörte. Diese Leute glaubten an den sogenannten „Stein der Weisen“, der die Kraft besaß, unedle Metalle in edle, in Gold oder Silber zu verwandeln. Nach diesem Stein suchten sie ihr ganzes Leben. In ihren Laboratorien befanden sich gewaltige Retorten, in denen alle möglichen Stoffe durcheinandergemischt und geglüht, geschüttelt und zerhackt wurden. Alles, um den geheimnisvollen „Stein der Weisen“ zu finden, der nicht nur Reichtum, sondern auch Gesundheit und langes Leben verschaffen sollte. Manche Alchimisten behaupteten, das Geheimnis der Bereitung des Steines gefunden zu haben. Diese Leute wurden dann an die Fürstentümer verwiesen, oft auch mit Gewalt entführt, um den Herrschern, die sehr häufig in der Geldnot litten, aus der Notlage zu helfen und Gold herzustellen. Um den Besitz solcher Alchimisten wurden Kriege geführt. Wenn es auch Goldmacher gab, die wirklich an ihre Kunst glaubten, so gab es daneben viele, die betrügerische Betrüger waren und durch die Dummheit der Fürsten reichlich in Freuden lebten. Kunkel gehörte freilich zu denen, die wirklich überaus waren von dieser Kunst. In seinen ganz besonderen Anlagen war er wissenschaftlicher, überaus vor allem in der „Kollektion“.

Im Jahre 1680 wurde Johann Kunkel bei Rendsburg im schlesischen geboren, wo sein Vater Alchimist des Herzogs war. Dieser väterliche Beruf wird wohl auch seinem späteren Wirken eine Richtung gegeben haben. Schon als Kind kam Kunkel zu einem Kammerdiener in die Lehre und wurde dann nach einigen Jahren „Kammerdiener“ — so nannte man damals die Alchimisten — des Herzogs Franz Carl von Loebenburg. Hier beschäftigte sich Kunkel lange Zeit mit der Herstellung von Phosphorsäure, die als „Kammerdiener“ gegen Schwachheit und Dummheit helfen und alte Leute verjüngen sollte. Dieser trat Kunkel in kurfürstliche Dienste, so man ihm das für damalige Zeiten sehr hohe Gehalt von 1000 Talern vermachte. Aber mit der Auszahlung seines Gehaltes sah Kunkel aus. Auf seine Wohnung hin bekam er vom kurfürstlichen Ministerium die Antwort: „Kann Kunkel Geld machen, so behält er sein Geld, kann er solches aber nicht, warum soll man ihm das Geld geben?“ Eine Auffassung, die nicht einmal ein geringes Logik entbehrt. Durch den Mangel an Einnahmen wurde Kunkels Not immer größer. Da bekam er eines Tages einen Brief von Dr. Wenckel, dem Verleger des Großen Kurfürsten. Dieser bekannte sich Wenckel als ein großer Verehrer der Kunkelschen Phosphorsäure und teilte ihm mit, daß auch der Kurfürst seinen „Phosphorus“ kennen zu lernen wünschte. So reiste Kunkel im Jahre 1679 von Dresden nach Berlin und begann schon 24 Stunden nach seiner Ankunft mit einem Gehalt von 500 Talern „Kammerdiener“ seine Dienste.

In Berlin scheint Kunkel sehr vernünftige Grundzüge vertreten zu haben. Er machte dem Kurfürst klar, daß nicht nur das Gold, sondern auch die Industrie eine Goldquelle sei, und daß er eine Resorte zur Glasmacherei besitze. In der Glasbläse zu Potsdam stellte er dann auch bald vorzügliche Glas-

orten her, und das Kristallglas, das er zu bereiten verstand, wurde berühmt und brachte viel Geld ein. Im Jahre 1685 schenkte ihm der Kurfürst, der viel von ihm hielt, die „Fraueninsel“ bei Potsdam. Hier gelang es Kunkel, die Bereitung des Rubiniales zu erfinden. Dieses Glas besitzt eine eigenartige rote Farbe, die in durchfallendem Licht anders aussieht, als in auffallendem. Im Märkischen Museum und im Berliner Kunstgewerbemuseum, auch in verschiedenen Schlössern in Berlin und Potsdam, sind noch heute solche kunkelischen Rubinialer erhalten, die damals durch ihr herrliches Farbenpiel Weltberühmtheit erlangten. Vielleicht wäre aus der Fabrikation des Rubiniales eine umfangreiche Industrie geworden, wenn der Kurfürst nicht im Mai 1688 gestorben wäre. Kurz danach brannte auch Kunkels Glasbläse und Laboratorium auf der „Fraueninsel“ ab. Der neue Kurfürst Friedrich III. hatte für Kunkel kein Interesse und forderte sogar — wahrscheinlich auf die Einküsterungen von Neiden hin — die vom Großen Kurfürsten erhaltenen Gelder zurück. Es kamen traurige Zeiten für den kurfürstlichen Goldmacher. Kunkel mußte sein Haus verkaufen, um diese Schuld zu tilgen. 1692 folgte er einem Rufe des Königs Karl XI. nach Schweden, der ihn unter dem Namen „von Löwenherz“ in den Adelsstand erhob. Von da an verlor sich aber seine Lebensgeschichte im Dunkel. Man weiß nur noch, daß er im Jahre 1702 in der Nähe des Städtchens Bernau in der Mark Brandenburg gestorben ist.

Interessant ist, daß einer unserer bekanntesten vollständigen Schriftsteller, Wilhelm Bölsche, mütterlicherseits mit Johann Kunkel verwandt ist. Dieser Johann Kunkel, der Adhert Wilhelm Bölsches, hat das Geheimnis seines Rubiniales mit ins Grab genommen. Erst im Jahre 1888 ist es dem Chemiker Kauter in Ehrenfeld bei Köln gelungen, das kunkelische Verfahren wieder aufzufinden. Erich Kraus.

Allerlei

Die Hirngewichte der größten Säugtiere. Professor Penzance hat interessante Untersuchungen über die Hirngewichte der größten Säugtiere gemacht. Nach seinen Mitteilungen stehen an erster Stelle die Wale, deren Hirne bis 7000 Gramm schwer werden. Dann folgt der Elefant, dessen Gehirn bei der indischen Art ein Gewicht von 5430 Gramm, bei der afrikanischen ein solches von 4370 Gramm erreicht. Den nächsten Platz nahm die ausserordentliche Riesen-Seehund (Phoca gigantea) mit einem Hirngewicht von 1400 Gramm ein. An dieser Stelle wäre der Mensch einzureihen, dessen Gehirn beim Manne durchschnittlich 1343 Gramm, beim Weibe 1256 Gramm wiegt. Dann nehmen die Hirngewichte rasch ab. Während das des Walrosses noch ein Gewicht von 1043 Gramm erreicht, wird das des See-Elefanten nur noch 767 Gramm schwer. Giraffe und Pferd haben ein Durchschnittshirngewicht von 680 Gramm, während das des Nilpferdes um noch etwa 100 Gramm leichter ist.

* Die falsche Tür. Als Müllers im Badort abends zur Reunion gingen, kam der teure Gatte einem Stachelbratzen zu nahe und rief sich ein Loch in die Unausprechlichen. Frau Müller wollte das Loch vorsichtig in der Garderobe stopfen. Während sie emsig bemüht war und er in Unterhosen latentlos in einer dunklen Ecke träumte, klopfte man energisch an die verschlossene Tür. Eine Dame sei ohnmächtig geworden; man müsse sie sofort bereinigen. Frau Müller rief ihrem Gatten zu: „Schnell, verschwinde doch hinter der kleinen Tür!“ Müller verschwindet; die Dame wird heringebracht; doch im gleichen Moment ertönt immer noch hinter der kleinen Tür: O, Marie, mach auf, ich stehe im Ballsaal!

Die Tscheka in Paris

Das rätselhafte Verschwinden des ehemaligen zaristischen Generals Kutepoff hält die Pariser nun schon seit Monaten in Spannung. Erst vor einigen Tagen verbreitete die Pariser Polizei, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit von dem neuesten Attentatsversuch in der Affäre der Madame Harnar abzulenken, durch ein ihr ergebendes Blatt einen — in diesem Falle völlig unwahrscheinlichen — Bericht, nach dem die Tscheka den ehemaligen Zarengenerals in ihrer Gewalt habe. Da jedoch wirklich die politische Polizei der Volkswirtschaften außerhalb der sowjetrussischen Grenzen zu operieren vermag, hat sie schon oft genug bewiesen.

Bereits im Jahre 1922, als die kommunistische Partei Russlands noch nicht alle Sozialisten erschöpft oder verdrängt hatte, kann die Tscheka auf einen entscheidenden Schlag. Zu diesem Behuf bereitet man einen Manifestationszug vor. Die Opfer für den Prozeß schmachtet schon lange in den Gefängnissen der Tscheka. Die Eingekerkerten — die Mitglieder des Zentralbüros der Sozialrevolutionären Partei — verfügen in diesem noch über ein gewisses moralisches Prestige bei der breiten Masse der Bevölkerung, und ohne triftiges Beweismaterial konnte man diese ehemaligen Kampfgesellen nicht an die Wand stellen. Es galt also, das Vertrauen der Massen zu den Gefangenen zu erschüttern. Der Generalstaatsanwalt der Sowjetrepublik, Krenko, dachte damals zu diesem Ziele zu kommen, wenn er sich Dokumente verschaffe, die beweisen sollten, daß die Beschuldigten von Moskau aus mit Krenko in Verbindung ständen, sondern auch mit ihm gemeinsam gegen Sowjetrußland eine Interventionarmee aufzustellen suchten. An die Tscheka erging deshalb die katastrophale Order: Die Dokumente sind zu beschaffen, sofe es war, es wolle! Die Agenten laufen los!

Eines Tages trat in das Büro Krenkos in Paris ein junger Mann in zäherm Aufzug und mit dem Namen Koroentlo, der eingekerkert wurde, er erwies sich als sehr anständig und ausserordentlich. Keine Gelegenheit ließ er ungenutzt, um Krenko, seinem Meister, sein Ideal, das er anbetete, tiefer zu verankern zu lassen. Er übertrieb die Dankesbezeugungen derart, daß man bei nahe an seinem Verstand zweifelte. Aber was sollte aus dem armen Teufel werden, wenn man auf seine Tätigkeit verzichtete?

Der arme, hilflose Emigrant war aber nicht irgend einer aus der großen grauen Masse der Geflüchteten, sondern Koroentlo, der persönliche Adjutant des Generals Krenko, der die weiße Armee geflossen hatte. Der Konjunkturumschwung hatte ihn auf die andere Seite gebracht. Noch waren die kommunistischen Poli-

tionen unter den Russen in Paris sehr schwach; da galt es die monarchistischen Verschwörergruppen mit in das Komplott einzubeziehen. Das fiel dem Weisheitsrat von gestern nicht schwer. Die Monarchisten hatten es sich nämlich zur Aufgabe gemacht, Krenko zu befreien. Er hatte die Zarenregierung gestürzt; er hatte die Revolution gemacht; er hatte die Herrschaft der Bolschewiken vorbereitet; er war für alle Unfälle des Heiligen Rufstans in erster Linie verantwortlich. Die Monarchisten hatten gegenüber den Büros Krenkos eine Zimmerflucht gemietet, um ihren Gegner aufs genaueste zu überwachen. So kam Koroentlo mit ihnen in Verbindung. Nach Büroflucht besuchten ihn häufig seine Landsleute von drüben. Er hatte keine Mühe, ihr Vertrauen zu erwerben, umso mehr, als auch in den Verschwörerkreisen sich schon einige Agenten der Tscheka eingeschlichen hatten. An den Tod Krenkos dachte schon lange keiner mehr. Die Dokumentensammlung des ehemaligen Regierungschefs war wichtiger. In einer Geheimbesprechung wurde beschlossen, das Archiv auf die Seite zu bringen. Nur einer stand der Operation ablehnend gegenüber. Am andern Tage starb er plötzlich an Kollapsfällen.

Der Coup auf das Büro Krenkos war auf einen schönen Montag festgelegt. Die Büros waren geschlossen. Ein Lakoniker hielt in der Rue Vivienne. Damals waren es noch keine grauen Umhänge, keine Frau im befarbenen Mantel und kein falscher Polakoff, sondern die Inhaber der gegenüberliegenden Wohnung, Koroentlo und Sitnikoff. Wenige Minuten später fuhr der Wagen mit den Geheimakten, das bis auf das letzte Aftenstück ausgeräubert worden war, unter Wolgas nach dem Nordbahnhof. In Wiesbaden wurde neue Ordr in Empfang genommen. Auf dem Berliner Flughafen wurden die gestohlenen Dokumente an Bord eines Sowjetflugzeuges gebracht. Und Krenko, der hochschwierige Generalstaatsanwalt, war nun im Besitz seines letzten erwünschten „Beweismaterials“. Das Schicksal der gefangenen Sozialrevolutionäre war besiegelt.

Koroentlo und Sitnikoff — Sitnikoff war flüchtig in Paris geblieben — verlangten nun ihren Zudoslohn. Wir haben den Dienst geleistet, dank unserer Tätigkeit — — — Das erfordert Belohnung.

Sie wurden in der Tat belohnt — nach der Art, wie die Tscheka belohnt. Der ehemalige Monarchist Koroentlo, der energischste von beiden, wurde erschossen. Koroentlo, der weniger Unternehmende, durfte froh sein, daß man ihm das Leben ließ und ihn verbannte. Nur hört man niemals mehr etwas von ihm. Noba.

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Diner Curwood
Copyright by Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

(Nachdruck verboten.)
Von allen Fleischgerüchen dringt der Schinkengeruch am weitesten auf die Windstille. Er schwebt auf eigenen Schwingen hinaus über die Welt. In einer windstillen Nacht wird ihn ein Fuchs noch in hundert Metern Entfernung wittern, und ein doppelter Entschluß, wenn ihn der Wind fortträgt. Dieser Schinkenpuff steuert Billo in die Hölle, als er in seiner Verfassung auf dem Biberdamm lauert. Er wurde von einem leichten, aber beständigen Wind getragen, der nach der heißen Sonne des Tages föhlig erfrischte. Nach einiger Zeit erhob sich Billo und suchte schnüffelnd die Richtung aus, aus welcher der neue Geruch herkam. Seit seinem Erlebnis in der Schlucht und dem Tod des Bären war es ihm nicht sonderlich gut ergangen. Die Nacht hatte ihn in der Nähe des Teiches festgehalten, und so hatte er fast die ganze Zeit nur von Krediten gelebt.

Dieser neue Wohlgeruch nun weckte seinen Hunger; es war aber noch ein flüchtiger Geruch, einmal war er für Billo wahrnehmbar, wenn er im nächsten Augenblick wieder wie weggeblasen. Billo sprang über den Bach und begab sich auf die Suche in den Wald, bis Schinken fertig bebuden und war eben dabei ihn zu verschlingen. Es war eine herrliche Nacht, die nun hereinbrach. Billo hätte sie nicht so unbedingentlich geliebt hätte; denn sein Erlebnis in der Schlucht hatten die tiefen Wälder besonders bei Nacht etwas schreckliches in seiner Vorstellung behalten. Diese Nacht war wie ein schwacher goldener Tag. Der Mond stand nicht am Himmel, aber die Welt in eine flut weichen, schimmernden Lichtes. Der Wind wühlte in den Nadeln der Bäume, sonst war es ruhig. Es war wie ein Mond, der sich über den Wald schob, und sein Wolf streifte durch den Wald die Büsche verkehrten kaum, die Füße verkehrten sich lautlos. Rotwild und Karibu gingen nicht weit in der Nacht und das war nicht im geringsten ein Kampf. Es war Ende Juni.

In dieser stillen Nacht ging Billo auf die Jagd. Er hörte eine Stimme, das viel schneller war als er. Eine Stunde lang wurde er nur durch den Anhauch verfolgt. Da hörte er auf einmal einen Laut, der jeden Fuchs in ihm erregte. Er befand sich ganz in der Nähe von McTaggart's Lager und was er da gehört hatte, war ein Kaninchen, das in einer McTaggart's Schlinge.

tung, die einen freien Ausblick bot, und da sah er das Kaninchen die wunderbarsten Bewegungssprünge aufzuführen. Das erregte ihn im Augenblick, deshalb blieb er stehen. Das Kaninchen war mit seinem seltigen Kopf in die Schlinge gerannt und in der Bewegung seines ersten Schredes hatte es den jungen Baum „abgeschossen“, an dem der Kupferdraht befestigt war, so daß es jetzt in feiner Luft hing und nur mit den Hinterläufen den Boden berührte. Es tanzte wie ein verrückter, während ihm die Schlinge langsam die Kehle zuzunäherte. Billo leuchtete. Er konnte sich kein Bild davon machen, welche Rolle der Schlinge und dem jungen Baum bei diesem seltsamen Spiel antrat. Er sah nur das Kaninchen in einer höchst positionierten und unkonventionellen Weise auf den Hinterläufen herumhüpfen und tanzen. Vielleicht sah er alles für ein Spiel an. Das Kaninchen sprang er aber jedenfalls mit anderen Augen an als den jungen Biber. Erfahrung war eine bestimmte Ahnung lauten ihm, daß das Kaninchen einen lederen Bissen abgeben müsse, und im nächsten Augenblick hatte er sich bereits auf die Beute gefürzt.

Das Kaninchen, das schon halb tot war, setzte sich nicht zur Wehr. Unter dem Licht der Sterne verlor ihm Billo den lässlichen Biss und machte sich in der nächsten halben Stunde an die Mahlzeit.

Bush McTaggart hatte seinen Sterbenslaut vernommen, denn die Schlinge, in die sich dieses Kaninchen derraunt hatte, lag am weitesten vom Lager entfernt. Er sah mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt neben dem Lagerfeuer, rauchte seine schwarze Pfeife und träumte erwartungsvoll von Neudeck, als Billo seine Nachtwanderung fortsetzte. Billo wollte Billo nicht mehr, dazu war er viel zu stark geflüchtet. Er schnüffelte aber hierhin und dort hin und freute sich ungemein an der lautlosen Stille und dem goldenen Schimmer der Nacht. Er folgte einem Kaninchengang und gelangte an einen Platz, wo zwei Baumstämme in eng nebeneinander am Boden lagen, das er sich gerade noch hindurchzwängen konnte, da schloß sich plötzlich etwas um seinen Hals, es schnappte etwas, es stieß, als ob sich der junge abgeboogene Baum von seinem „Abwasch“ löste, und Billo wurde so plötzlich vom Boden weggehoben, daß er keine Zeit zur Ueberlegung fand, was da vor sich ging. Das Bellen in seiner Kehle erstarrte zu einem Gurgeln und im nächsten Augenblick machte er dieselben Bewegungen wie das Kaninchen vorher. Um sein Leben zu retten, glaubte er nichts anderes tun zu können, als umherzuhüpfen, wobei ich aber der Draht immer enger um sein Kehle schnürte. Wenn er nach dem Draht schnappte und sich mit dem Gewicht des ganzen Körpers auf den Boden warf, bog sich der junge Baum wohl ab, wenn er aber zurückstießte nahm er Billo für einen Augenblick in die Luft. Billo kämpfte in größter Verzweiflung. Es war fast ein Wunder, daß der dicke Draht bis jetzt noch nicht gebrochen war. — (Fortsetzung folgt.)

hatte McTaggart etwas gehört. Er nahm die Dede und einen schweren Stock mit sich und eilte in Richtung nach der Halle. Ein Kaninchen gibt keine solchen Laute von sich, das mußte er. Vielleicht war es ein Luchs, ein junger Wolf oder ein Fuchs.

Zuerst dachte er an einen Wolf, als er Billo an dem Ende des Drahtes erblickte. Er ließ die Dede fallen und schwang seine Keule. Wäre der Himmel bewölkt gewesen oder hätten die Sterne weniger hell geleuchtet, wäre Billo sicher gestorben wie das Kaninchen. Als McTaggart schon die Keule über dem Kopfe schwang lag er noch rechtzeitig den weißen Stern auf der Brust, das weißgeleuchtete Ohr und das schwarze Fell Billos.

Da verlauchte er mit einer raschen Bewegung die Keule mit seiner Dede.

12. Kapitel

Gefangen, aber nicht besiegt!

Eine halbe Stunde später brannte Bush McTaggart's Feuer wieder flackernd hell. Im Scheine dieses Feuers lag Billo wie ein Indianerkind in die Dede eingebunden. Er war mit Riemen zu einer Kugel geschnürt und streckte nur den Kopf durch ein Loch, das McTaggart für ihn in die Dede geschnitten hatte. Er war hoffnungslos gefangen, so hoffnungslos, daß er kaum eine Muskelbewegung konnte. Nicht weit vom Feuer badete McTaggart seine blutende Hand im Wasser; auch in seinem Sternaden sah man einen roten Streifen.

„Du kleiner Teufel!“ knurrte McTaggart.

Er langte nach Billo hinüber und verfehlte ihm mit seiner schweren Hand einen Schlag auf den Kopf.

„Ich sollte dir das Hirn aus dem Schädel hauen — bei Gott — ich glaub — ich tu es noch!“

Billo ließ kein Auge von McTaggart, als dieser dicht neben sich ein Stück Holz ergriff, ein Stück Feuerholz. Schon Pierrot hatte ihn verfolgt, jetzt aber war er zum erstenmal dem Angeheuer eines Mannes so nahe, daß er den roten Glanz in seinen Augen zu sehen vermochte. Das waren nicht die Augen des herlichen Geißhöfles, das ihn beinahe mit dem Rest seiner Haare gefangen hätte und so ihm unter den Pfellen gefroren wäre, nein, das waren Augen eines Tieres.

Sie schreckten ihn, daß er seinen Kopf unter die Dede stecken wollte. Da erhob McTaggart den Kopf, und zu gleicher Zeit begann Billo zu knurren. Seine schneeweißen Fangzähne blinkten im Schein des Feuers und die Ohren hatte er zurückgelegt. Am liebsten wollte Billo seine Zähne in die rote Kehle beißen, aus der er schon Blut gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)